

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 3

Artikel: Der Rosenhof [2. Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ROSENHOF

Roman von

LISA WENGER

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

2. Fortsetzung

Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen oder graue Zylinder und samtene Westen. Und die wieder paßten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erlöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Basler Täubchen vorne. Die Zeit, da der Basler hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Ärmel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Ärmeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins herauskam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Höckerweib. Es kam alles auf dasselbe heraus, denn man sah es doch nicht.

Dafür herrschte anderseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einesteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Häßlichkeit gar nicht mehr ankam, anderseits, weil die fetten Haare die sauberen Rissenbezüge beschmutzten.

Daß in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit echtem

Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennengelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe aussehen könnte, wenn sie den altmodischen Kram, der ihr aufgezungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schrien, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten, der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Basen und Vettern und unterstützt von den langjährigen Dienstboten der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so geknechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehen stiften ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. — —

Eine große Schönheit hatten die Stuben von Tante Ursula und Susanna aber doch aufzuweisen. Das war der Anblick der Berge, den man genoß, wenn man ans Fenster trat.

Da lag die königliche Alpenkette in ihrer ganzen Ruhe und Reinheit, berührten die silbernen Gipfel den Himmel und ließen Wolken und Nebel zu ihren Füßen vorüberziehen, ließen Gewitter und Stürme sie umtoben, ließen den grauen schweren Regen sie einhüllen und verbergen und blieben doch dieselben, am ersten Sonntag wieder in Glanz und Schönheit erstrahlend.

Aber gerade diese Herrlichkeit schien Tante Ursula und ihr Pflegekind nicht besonders zu berühren. Sie zeigten ihren Besuchern die Berge und sagten: „Nicht wahr, sie sind schön,“ genau wie sie es bei den Rosen und Zwetschgen sagten, aber nie stieg ihnen das Rot der Freude in die Wangen oder traten ihnen Freudentränen in die Augen ob der Erhabenheit dieses Wunders.

Dennoch sahen sie es gerne, wenn sie auf der grünen Bank saßen und Armensachen nähten, daß der Himmel schön blau und das Wetter klar war. Sie sagten dann zueinander: „Heute sind die Berge schön. Wir haben Nordwind. Das Wetter wird sich halten, bis wir unsere Wäsche trocknen müssen.“ Und an jedem Wäschetag trat eines von ihnen hinaus und befragte die Berge, ob man draußen aufhängen könne oder die Laube benützen müsse mit dem lustigen und dem traurigen Mann.

Susanna hatte sich ausgezeichnet eingelebt. Es war keine Woche seit ihrem Einzug auf dem Rosenhof vergangen, als sie bei Tisch schon zwischen Onkel und Tante saß, als sei ihr Platz immer dort gewesen.

Leicht hatte sie es nicht immer. Die Tante Ursula hatte ganz bestimmte Grundsätze, nach denen sie verlangte, daß die Kinder erzogen werden sollten, und nach denen sie Susanna erzog. Unbedingter Gehorsam war das erste Erfordernis. Wahrheitsliebe das zweite, eine Tugend, die ein gar verschiedenes Gesicht haben kann. Auf alle Fälle schaltete sie auf dem Rosenhof Märchen, unverbürgte Erzählungen, eigene Phantasien und derartiges unbedingt aus. Daß Su-

sanna zu Ordnung, Sauberkeit und Arbeit angehalten wurde, braucht nicht gesagt zu werden.

Ihr Tagewerk begann damit, daß sie die Tante kämmen mußte, wobei sie sich in acht zu nehmen hatte, auch nicht ein Härchen unvorsichtig zu behandeln und den Glanz auf dem gescheitelten Haar mit Pomade so hervorzuzaubern, daß sich die weiße Decke darin spiegeln konnte. Rasch und gründlich wurde sie bestraft, wenn sie sich verfehlte.

Schwieriger war es und das reine Seiltanzen, wenn es sich um Tante Ursulas eifersüchtige Zuneigung zu ihrem Pflegekind handelte. War Frau Anna-Liese gekommen, um mit Klärchen nach Susanna zu sehen, vielleicht auch, um ihren Kindern Gelegenheit zu geben, einen Tag in der Stadt zu verbringen, dann mochte sich Susanna vorsehen und ihre Blicke gleichmäßig verteilen zwischen der Tante aus Berglen und der vom Rosenhof, denn sonst gab es vor dem Schlafengehen einen argen Auftritt. Hatte aber Susanna sowieso nicht viel übrig für Zärtlichkeiten und Gefühlsäußerungen, so wurde sie trotzig und eigenwillig, wenn man sie dazu zwingen wollte. Sie machte sich steif wie ein Totenkäfer und biß sich in die Lippen.

Das Verhör eines solchen verhängnisvollen Tages ging etwa so vor sich: Tante Ursula (streng):

„Susanna, hast du mich lieb?“ Ein Blick aus des Kindes Augen von unten herauf. Dann ein verbissenes:

„Ja, Tante.“ Ein wenig glätteten sich Ursulas Falten.

„Lieber als die Tante Anna-Liese?“ Susanna schwieg. Aus Trotz, denn sie hatte Tante Ursula lieber. Klatsch, eine Ohrfeige.

„Susanna, lieber als die Tante Anna-Liese? Aber sag' die Wahrheit.“ Schweigen. Klatsch, eine Ohrfeige. Susanna schwieg. Also Haar-rupfen. Endlich:

„Geh zu Bett, unartiges Mädchen, morgen issest du am Kakentisch.“ Susanna ging, ohne zu weinen, schlug aber, als sie im Bett lag, mit den Fäusten auf ihr Kopfkissen und biß in die Decke.

Drei Tage sprach die Tante nicht mit ihr, bis endlich Onkel Daniel um der eigenen Gemütllich-

keit willen der Sache ein Ende machte, sich zu Susanna schlich und ihr ins Ohr flüsterte:

„Geh doch zur Tante und bitte sie um Verzeihung.“ Susanna schüttelte den Kopf. Da nahm Schwendt das Kind an der Hand, ging zu dem niedern Stühlchen der Tante, die am Fenster Strümpfe flickte, und sagte: „Ursula, Susanna bittet dich um Verzeihung,“ worauf die Tante, die selber froh war, daß sie nicht mehr zu schmolzen brauchte, ihr die Hand reichte und sagte: „Ich verzeihe dir.“

Natürlich gab sich Ursula alle Mühe, Gemüt und Charakter des Kindes zu bilden, und drang darauf, daß Susanna ihrem Vater öfters schrieb, solange er im Gefängnis war.

Die Briefe wurden genau wie die Gesinnung, aus der sie entsprungen, wie denn eine Distelpflanze nichts anderes der Welt zu bieten hat als Disteln.

Dennoch empfing der Gefangene die Briefe seines Kindes mit heißer Freude. Susanna war sein Stolz gewesen und galt ihm mehr als Klärchen. Die sterbende Mutter hatte ihm das hinkende Kind ganz besonders ans Herz legen müssen.

Susannas Briefe ließen ihn hoffen, daß das Mädchen unter dem Eindruck, den sie damals beim Abschied von ihrem Vater empfangen hatte, nicht mehr leide. Er hoffte, daß die schöne und freundliche Umgebung, in der es lebte, auch auf ihn und sein Vergehen ein milderes und verklärendes Licht werfen werde. Aber er irrte sich. Susanna war durch nichts, weder durch Versprechungen von seiten des Onkels noch durch Strafen von seiten der Tante, dazu zu bewegen, ihren Vater zu besuchen.

Ihre Pflegeeltern erwarteten, daß die alles glättende Zeit dazu helfen werde, Vater und Kind einander näherzubringen. Inzwischen hielt Daniel Schwendt es für seine Pflicht, nach dem Gefangenen zu sehen und ihm von seinem Töchterlein zu erzählen.

Daß Pfarrer König die Fäden zwischen dem kleinen Klärchen und ihrem Vater hin und her spann und sich bemühte, ein dauerhaftes Gewebe herzustellen, verstand sich von selbst.

Er brachte von Zeit zu Zeit das Kind zu dem Gefangenen, das mit Unbrunst die Arme um den

Hals des Vaters schlang und nicht merkte, daß die unbarmherzigen Gitter vor seinem Fenster und ein Wächter vor seiner Türe ihn zu einem Ausgestoßenen machten.

Es war beschlossene Sache zwischen den Schwägern und dem Gefangenen, daß er nach verbüßter Haft nach Amerika hinüberfahre, so südlich als möglich, und dort zu vergessen suche, was ihn auf den schiefen Weg gebracht. Pfarrer König und Schwendt bemühten sich, die nötigen Mittel zur Überfahrt und zu einer menschenwürdigen Existenz in Amerika zusammenzubetteln, und halfen selbst nach Kräften mit, sie zu vermehren.

Als die Zeit um war und Springer mit Herzklopfen die Luft außerhalb der Gefängnismauern einatmete, wartete Daniel Schwendt mit dem Char-à-banc auf ihn, um ihn bis zum Rosenhof zu bringen. Er sollte dort übernachten, am andern Tag nach Bergeln fahren und dann in die weite Welt hinaus.

Tante Ursula hatte ein gutes und reichliches Abendessen richten lassen und, trotzdem sie nie begreifen konnte, daß man so tief fallen könne, dennoch ihre flaumigsten Pfirsiche und ihre zartesten eingemachten Bohnen aus der Speisekammer geholt, um den armen Ausgehungerten endlich wieder merken zu lassen, was eine rechte Frau vermag, wenn sie es einem gönnt und über gefüllte Keller gebietet.

Als Springer im Wohnzimmer stand, verschüchtert und in seinen Kleidern schlotternd, mit dankbaren Blicken sich in dem großen Raum umsehend, in dem sich sein Kind aufhielt, da kam ein rechtes Erbarmen über Frau Ursula, und sie machte sich auf, um Susanna zu suchen.

Sie fand sie in der Küche bei Berene, die sich bemühte, dem Kind Vernunft beizubringen, und ihm die Umkehr des Vaters in den schönsten Farben malte.

„Du hast ihn zu ehren und zu lieben, wie schon im vierten Gebot geschrieben steht,“ schrieb sie, während sie das Mehl röstete. Aber Susanna blieb verstockt.

„Ein herzloser Balg bist du“, sagte Berene verächtlich und drehte dem Pflegekind ihrer Herrschaft den Rücken zu. Da kam Frau Ursula,



Altes und junges Tessin

Phot. W. Haller

nahm Susanna an der Hand und sagte draußen streng zu ihr:

„Du kommst jetzt zu deinem Vater und gibst ihm die Hand.“ Sie mußte die Widerstrebende zerren und ihr, als sie die Schwelle der Wohnstube erreichten, einen kleinen Schubs geben, daß sie, halb gehend, halb fliegend, vor ihren Vater zu stehen kam.

Er streckte ergriffen die Hand aus, aber Susanna hob ihren Arm vor das Gesicht und versteckte die Augen hinter dem Ellbogen, genau so wie damals, als der Vater mit dem Landjäger den Wagen bestiegen. Sie stand in der Mitte der Stube und rührte sich nicht. Der Vater versuchte, ihr den Arm in seine beiden Hände zu nehmen, doch vermochte er es nicht, mit so viel Kraft widersetzte sich das Kind diesem Beginnen.

„Susanna,“ bat er, „gib mir die Hand.“ Sie schüttelte den Kopf. Da wurde Tante Ursula von heftiger Empörung ergriffen. Sie riß Susannas Arm herunter und gab ihr einen so kräftigen Schlag auf die Hand, daß der rote Fleck sie dennoch beschämte. Sie zeigte mit dem Finger auf die Türe, und Susanna wollte eben der Weisung folgen, als Springer fragte: „Susanna, warum willst du mir die Hand nicht geben,“

„Weil du ein Dieb bist,“ sagte sofort das Kind.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Alle haben es gesagt. Sie haben mich ausgelacht.“

„Hast du mich denn nicht mehr lieb?“ fragte Springer.

„Nein,“ sagte Susanna. Da wandte sich der Mann ab und trat ans Fenster. Das Ehepaar wußte nicht, was es nun beginnen sollte. Endlich zog Ursula an dem perlengestickten Klingelzug neben der Türe. Berene kam.

„Berene, Susanna soll draußen bei dir essen. Nachher kann sie zu Bett gehen. Wir wollen sie hier nicht mehr sehen.“ Berene nahm Susanna an der Hand und ging festen Schrittes mit ihr hinaus.

Das wäre eine neue Mode, wenn die Kinder die Eltern richten wollten. Ei, der Daus, wo käme man hin? Kind ist Kind und Eltern sind Eltern, mochten sie begangen haben, was sie wollten. Da müßte ja die Welt auf dem Kopf

stehen, wenn das ungestraft hinginge, daß so ein Fratz zu seinem Vater „Dieb“ sagen dürfte.

Berene hatte nämlich an der Türe gehorcht. Es war ihre einzige Untugend. Aber wie sollte sonst einer wissen, was im Hause vorginge, wenn man nicht hier und da einmal der Türe die Ehre antäte?

Sie fütterte Susanna gehörig und beförderte sie nachher stracks ins Bett. Die Bibel warf sie ihr auf die Decke.

„Da, lern' die zehn Gebote,“ schalt sie. „Die kannst du nicht auswendig wie deine französischen Verse. Französisch kommt erst lange nachher, daß du es weißt.“

Das war eine Konzession, die sie den Segnern der Bildung machte, denn sie mußte angesichts eines solchen Versagens die Fühlhörner einziehen. Ohne Religion keine Bildung, war das neueste Ergebnis von Berenes Nachdenken.

Susanna schlief lange nicht. Mit offenen Augen lag sie da, so hübsch als ein Kind von elf Jahren überhaupt aussehen konnte, mit Ringellocken und einem zarten, wohlgeformten Hälschen, feiner Nase und einem purpurnen Mund.

Zornig fürchte sie die Stirne. Warum hatte gerade ihr Vater gestohlen? Die andern Kinder brauchten sie nicht auszulachen und zu verfolgen. Es wußten es alle in der Schule. Sie wollte keinen Vater, der ein Dieb war. Sie hatte andere Leute genug: den Onkel Daniel und die Tante Ursula, die Tante und den Onkel König, den Bernhard und das Klärchen und alle andern. Was brauchte sie einen Vater, den der Landjäger geholt? Sie war froh, daß er nach Amerika ging und sie ihn nie mehr sehen würde. Die Hand wollte sie ihm nicht geben, auch morgen nicht, und wenn auch die Tante sie an den Haaren reißen würde. Über diesem Entschluß schlief sie ein.

Springer versuchte es gar nicht, Susanna noch einmal zu sehen. Er fuhr am frühen Morgen mit Onkel Daniel nach Berglen, wo Klärchen und die Schar Anna-Lieses nicht danach fragten, woher der Vater ihres neuen Schwesterleins komme, noch wohin er gehe. Sie zeigten ihm ihre Herrlichkeiten, überreichten ihm abenteuerliche Andenken, die er sorgfältig in seinem Reisefack barg, und riefen dem Char-à-banc ein kräftiges und langandauerndes „Glückliche Reise“ nach, das

Springer als ein gutes Omen ansah und sich die Tränen trocknete, die sich durch die Stoppeln seines Bartes schlängelten.

Jahrelang schrieb er zuerst regelmäßig, dann unregelmäßig an seine Kinder und deren Pflegeeltern. Nach und nach schloßen die gegenseitigen Nachrichten ein, und schließlich wußte eigentlich keines mehr etwas vom andern.

Als bei Susannas Konfirmation der Onkel Daniel besondere Anstrengungen machte und den Brief mit der wichtigen Nachricht, daß das sechzehnjährige Mädchen in den Bund der Christen aufgenommen worden sei, unter besonderen Vorsichtsmaßregeln absandte, kam er mit der Bemerkung auf den Rosenhof zurück: Adressat unbekannt.

Susanna tilgte das Andenken ihres Vaters aus ihrem Gedächtnis. Klärchen konnte sich so wieso nicht so recht an ihn erinnern.

Beide waren in Wahrheit die Kinder ihrer Pflegeeltern geworden und saßen im Pfarrhaus wie im Rosenhof in der Wolle.

3

Ein paar Jahre hatten auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen, versammelten sich zu ihren Vätern und machten der Gegenwart Platz.

Infolgedessen waren aus den Kindern Leute geworden. Der Bernhard im Pfarrhaus von Berglen war zu einem schlanken Burschen mit feinen Zügen herangewachsen, mit hellem Haar und hellen Augen, die stets voll Sonne waren. Er machte es sich zu seiner vorläufigen Lebensaufgabe, sich der Verfolgten anzunehmen, Vorurteile zu besiegen und nie zu lügen.

Susanna vom Rosenhof, die ihre Ferien im Pfarrhaus zubrachte, hatte eben ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert. Milchweiß glänzte ihre Haut zwischen Haaren und Halsauschnitt und war flaumig und zart.

Ihr Schwesterlein, das Klärchen war im Begriff, das schmale Weglein zu betreten, das zwischen blumigen Matten, unter blühenden Bäumen, blauem Himmel und der lieben Sonne durchs Leben führt und Jugend heißt. Sie war vierzehn Jahre alt.

Diese drei, natürlich Anni als vierte, die derb

und fröhlich ihr Amt als Älteste im Pfarrhaus versah und hübsch und fleißig aufwuchs, verstanden sich gut.

Hatten sie früher auf dem Kirchhof gespielt, in der Scheune Kunstreitertruppen gebildet, auf dem Kopf stehen und auf dem Seil zu tanzen versucht, so machten sie, als sie aufschossen und sich zu fühlen begannen, die einen grob und eckig wurden, die andern empfindlich und schnippisch große Bergfahrten zusammen.

Als auch dieser Zeitabschnitt überwunden war, lasen sie gemeinsam das „Buch der Lieder“, Rückerts „Liebesfrühling“ und natürlich die „Elisabeth“ von der Mathusius, denn man schrieb das Jahr achtzehnhundertvierundsechzig.

Bei den Ausflügen trug Bernhard Susannas Mantel und packte ihren Vorrat in seinen Tornister.

Er hatte ihr auch stets bei den Aufsätzen geholfen und hatte ihr sogar, als sie konfirmiert wurde, den Lebenslauf durchgesehen, denn zu verheimlichen hatte sie nichts, und von besonderen Fehlern, deren sie sich zu schämen hätte, war ihr auch nichts bekannt.

Bernhard wischte sich die Stirne, als sie vor dem Altar stand und das Glaubensbekenntnis aussagen mußte und dabei so jungfräulich, andächtig und reizend ausah unter dem weißen Tüllschleier.

Er hatte während der Gymnasial- und ersten Studentenzzeit bei Tante Ursula auf dem Rosenhof gewohnt und hatte seine ersten Examen hinter sich.

Nun wollte ihm aber Tante Ursula nicht mehr gestatten, unter ihren Rosen zu wandeln, denn sie fand es unschicklich. Nicht das Wandeln selbst, aber daß es zu zweien geschah. Bruder und Schwester waren Susanna und er nun einmal nicht, also wollte Tante Ursula nicht die Sünde auf sich laden und zwei jungen Leuten Gelegenheit zur Liebe geben.

Streng wachte sie über den beiden. Es war ihrer Pflegetochter verboten, je mit Bernhard zusammen den Weg zum Rosenhof zu machen oder sich in der Stadt mit ihm zu treffen. Gehorsam fügte sich Susanna diesem Verbote, das ihr zu halten nicht schwer wurde.

Als das Schlittschuhlaufen neu aufkam und

zuerst für unerhört unanständig galt, wenn es junge Mädchen betrieben, durfte Susanna auch dann noch nicht unter Bernhards Schutz dahinfliegen, als alle ihre Schulkameradinnen sich vom ersten Abscheu über die Vorkämpferinnen bis zur Erlaubnis, das neue Vergnügen selbst mitzumachen, durchgerungen hatten.

Freilich, später gestaltete sich die Sache günstiger für Bernhard. Es war in der Stadt Sitte, daß die Mädchen aus guten Familien die Studentenbälle mitmachten und dazu von den jungen Leuten selber eingeladen wurden. Tante Ursula erlaubte daher Bernhard, Susanna hinzuführen.

Es galt beinahe als eine Schande, zu diesen beliebtesten und zugleich anständigsten aller Bälle nicht eingeladen zu werden, und diese Zurücksetzung wollte die Tante Susanna nicht erleben lassen, noch sie selbst erleben. Es wurden also die eingehendsten Vorbereitungen getroffen und Onkel Daniels Geldsäckel fast über Gebühr in Anspruch genommen. Die Zeit, da Tante Ursula dafür zu sorgen hatte, daß ihrer Pflegetochter Eitelkeit nicht ins Kraut schoß, war vorbei. Das Fräulein vom Rosenhof sollte auch durch ihre Gewänder glänzen. Die erste Schneiderin der Stadt arbeitete für sie.

Susanna stand in der Wohnstube in einem duftigen, weißen Kleid, das ganz mit kleinen glänzenden, purpurroten Punkten übersät war. Sie trug in ihrem schwarzen Haar einen Kranz roter Winden aus Samt. Weit stand das Kleid von ihr ab. Sie sah aus wie eine Blume, die ihre Blätter um sich versammelt hat und hoch und schlank aus dem Kelch herauswächst. Das spitze Leibchen war mit Bändchen besetzt, und

aus den weiten Ärmeln quollen Spitzen. Eine Brosche aus Straß trug sie und Armbänder von schwarzem Samt, die mit einer Blume aus Silber zusammengehalten wurden. Susanna sah wunderschön aus.

Bernhard bot ihr, dunkelrot vor Entzücken, den Arm, um sie den Rain hinunterzuführen zum Char-à-banc, der seine Dienste zum letztenmal den Bewohnern des Rosenhofes bot. Er sollte verkauft werden, denn seine Zeit war um.

Onkel Daniel und Tante Ursula folgten zu Fuß nach, da die Krinoline Susannas allen Platz für sich beanspruchte. Die Tante hatte sich ernstlich gefragt, ob ein solches Sichunterordnen ihrerseits am Platz sei und ob ihre Autorität nicht darunter leide, aber Onkel Daniel hatte gemeint, daß es keinen großen Schaden anrichten könne, wenn Susanna dieses einzige Mal fahre und sie, die Alten, zu Fuß gingen.

So schön hatten die Sterne nie gefunktelt, dachte Bernhard, als er mit Susanna in den Wagen stieg. So der Schnee nie geglibert, nie der Himmel so märchenhaft blau und so dunkel zugleich die ruhende Erde beschützt.

Über die Brücke, der die neue Eisenbahn bald den schwarzen Stempel aufgedrückt, mußten sie fahren. Dann den Bach entlang, der durch die ganze Stadt floß und zufrieden in seinem gemauerten Bett plätscherte. Am Teichlein vorüber, in dem die Pferde zur Schwemme geritten wurden, unter dem Tor hindurch, von dem der riesige, hölzerne Christoffel herunter sah, mit mächtigen, dicken Wangen und hervorquellenden Augen, und zuletzt an dem Turm der Gefangenen vorbei zum Kasino. Es war eine lange Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Einer Toten

Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich genesen;
Die Mutterfreude war für dich zu schwer,
Das Leben war dir gar zu hart gewesen. —

Er saß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!“

Er hörte still die sanften Worte an,
Wie sie sein Ohr in bangen Pausen trafen:
„Sorg für das Kind — ich sterbe, süßer Mann.“
Dann halbverständlich noch: „Nun will ich schlafen.“
Und dann nichts mehr; — du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber.
Der Atem Gottes wehte durch's Gemach.
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber.

Theodor Storm